

»Adieu Alltag«

Vom Verschwinden des Alltags in den postmodernen Lebenswelten – Anmerkungen zu einem Begriff

Die kritische Wiederkehr des Alltäglichen muss ... zu einer Zerstörung aller möglichen rhetorischen Glanzlichter der Mächte führen, die Hierarchien bilden, und des Unsinn, der Autorität hat.

Michel de Certeau

1 Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft . Kulturosoziologie der Gegenwart*, (Campus) Frankfurt/Main 2005.

2 Norbert Elias, *Zum Begriff des Alltags*, in: K. Hammerich/M. Klein (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags*, (Westdeutscher Verlag) Opladen 1978, S. 22 ff.

3 Vgl. Ralf Hinz, *Cultural Studies und Pop*, (Westdeutscher Verlag) Opladen, Wiesbaden 1998.

4 Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, *Das Deutsche Wörterbuch*, (S. Hirzel) Leipzig 1854 ff. Bd. 1, Sp. 239.

5 Michael Haberlandt, *Cultur im Alltag. Gesammelte Aufsätze*, (Wiener Verlag) Wien 1900.

Er ist etwas aus der Mode gekommen, der Begriff Alltag, der in den 1970er Jahren in den Kulturwissenschaften sogar einmal als Schlüsselterminus reüssierte. Selbst im normalen Sprachgebrauch hat er inzwischen die Aura des Biedermeierlichen angesetzt, sofern er nicht gänzlich zur bloßen Worthülse verkommen ist. In den postmodernen Lebenswelten mit ihren medialen Dauerinszenierungen ist so etwas wie Alltag nicht mehr vorgesehen, sind selbst die banalsten Verrichtungen zum Event gewendet. Je fragiler für immer größere soziale Schichten Alltäglichkeit mit den darin eingelagerten, Sicherheit stiftenden Gewissheiten geworden ist, um so hemmungsloser präsentiert sich das, was einmal »Alltag« hieß, als eine Kette von Konsumverheißungen und Erlebnis-Inszenierungen. Insofern trifft der Werbeslogan, mit dem ein überregional bekanntes Spaß-Bad um Kundschaft wirbt, schon recht genau den Geist der Zeit am Beginn des 21. Jahrhunderts – »Adieu Alltag«!

Nun hat das freilich nichts daran geändert, dass auch die Lebenswirklichkeit trendbewusster Yuppies und eingefleischter Lebensstilkünstler ein gut Stück weit durch Routineverrichtungen geprägt ist, die seit einem reichlichen Jahrhundert gemeinhin als »Alltag« klassifiziert werden – gar nicht zu reden von all jenen, deren Welt nicht um trendige Markenprodukte und die möglichst effiziente Akkumulation von Erlebniseinheiten kreist. Aber die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster haben sich nicht zuletzt unter dem massiven Einfluss der Massenmedien in nahezu allen sozialen Schichten gravierend gewandelt und lassen die täglichen Routinehandlungen immer weniger zu einer breiigen Einheit zusammenlaufen, die als »Alltag« einem ebenso diffusen Gegenteil, eben dem Nichtalltäglichen oder Außergewöhnlichen, gegenübergestellt ist.

Übrigens hat die Musik einen nicht ganz unerheblichen Anteil an der Konstruktion einer solchen polaren Entgegensetzung. Als mobiler Wohlfühl-sound taucht sie das immer Gleiche der tagtäglichen Routinen zwar nicht in neues Licht, aber eben in einen ständig neuen Sound und täuscht so – oder besser hilft – darüber

hinweg, dass ungeachtet aller Verheißungen in Wirklichkeit die Routinisierung des Lebens permanent fortschreitet. Es sind Routinehandlungen, die der wachsende Komfort an die Stelle des Unkalkulierbaren der täglichen Widrigkeiten gesetzt hat. Und so ergibt sich das Paradoxon, dass der Alltag umso weniger als solcher wahrgenommen ist, umso mehr er in den Routinen des Konsums erstarrt. Der Kultursoziologe Gerhard Schulze merkte dazu einmal treffend an: »Unter dem Druck des Imperativs ›Erlebe dein Leben!‹ entsteht eine sich perpetuierende Handlungsdynamik, organisiert im Rahmen eines rasant wachsenden Erlebnismarktes, der kollektive Erlebnismuster beeinflusst und soziale Milieus als Erlebnisgemeinschaften prägt.«¹

Alltagsbegriff

Der Alltagsbegriff steht zu solchen Entwicklungen merkwürdig quer, da er ein dichotomisches Erfahrungs- und Deutungsmuster heraufbeschwört, das um die Pole »gewöhnlich« einerseits und »außergewöhnlich« andererseits oder entsprechender Äquivalente zentriert ist. Dieser binomische Charakter ist wohl das einzig Unstrittige, das sich über den Begriff sagen lässt. Norbert Elias beklagte schon in den 1970er Jahren völlig zu Recht, dass der Alltagsbegriff ebenso wie sein Gegenpol, das Nichtalltägliche, eine derartige Vielfalt von Bedeutungsschattierungen mit sich schleppt, dass er nicht nur als terminus technicus der sich seinerzeit formierenden »Soziologie des Alltags« höchst problematisch war, sondern auch ansonsten nicht viel mehr als ein Vehikel für die Konstruktion von Entgegensetzungen in der täglichen Lebenspraxis abgibt.² Wohl deshalb ist ihm auch als Schlüsselbegriff innerhalb der diversen akademischen Diskurse kein allzu langes Leben beschieden gewesen, nachdem er zuvor noch eine Steigerung in die Tautologie des »gelebten Alltags«³ erfahren hatte.

Dabei sind dem Begriff trotz seiner Unschärfe Substanz und Funktionalität nicht abzusprechen. Er ist ein vergleichsweise junger Bestandteil der deutschen Sprache. Noch das Grimmsche *Deutsche Wörterbuch* (1854 ff.) kannte nur das Adverb »alltags« und die daraus abgeleiteten Wortbildungen wie »alltäglich« oder »alltags«.⁴ Als Begriff avancierte das zum Substantiv arrivierte Adverb um die Wende zum letzten Jahrhundert, erstmals wohl in der als *Cultur im Alltag* betitelten Aufsatzsammlung des österreichischen Volkskundlers Michael Haberlandt (1860-1940) aus dem Jahr 1900.⁵ Vorausgegangen war dem die Unterwerfung auch der privaten Lebensverhältnisse unter das Diktat der Industriali-

Editorial

Zu beobachten und zu hören ist es an allen Ecken und Enden: in Kompositionen und in Improvisationen, in der Klangkunst sowieso und am auffälligsten in der Veranstaltungspraxis: Alltag und Wirklichkeit, ob als Klang, Instrument, künstlerisches Konzept oder Aufführungspraxis, verändern immer nachhaltiger das Erscheinungsbild neuer Musik, besonders wenn die Autoren und Organisatoren jüngerer Generationen angehören. Längst sind urbane und natürliche Räume kein Refugium von Klangkünstlern mehr. Bei oberflächlicher Betrachtung fühlt man sich an den Slogan der 60er Jahre erinnert »Musik is life – life is music«. Mit der Wendung vom Leben zum Alltag aber hat sich dieses produktive Verhältnis verändert. Der »(nüchterne) Begriff des Alltags«, so Hannes Seidl, »hat den (pathetischen) der Gesellschaft abgelöst« (S. 25). Und Michael Maierhof ist davon überzeugt, dass »Erneuerung in der neuen Musik heute nur noch durch Einspeisung von Realität möglich ist« (S. 30). Jenen Veränderungen geht das vorliegende Heft nach.

Mit dem allmählichen Verschwinden dessen, was einmal Alltag war, aus dem alltäglichen Leben – wie Peter Wicke Wesenszüge gegenwärtiger Kulturentwicklung kennzeichnet – wurde der Alltag für Künstler offenbar wieder interessant. Beispielhaft für solch eine Verzahnung ist die schriftstellerische Praxis von Rainald Goetz, dokumentiert in dem ursprünglich als blog entstandenen Tagebuch *Abfall für alle*. Mit *Alltag für alle* stellen wir daraus einen Extrakt vor, aus dem allein schon das künstlerische wie auch theoretische Potential deutlich wird, das die »Reflexions-Baustelle« Alltag in sich birgt. Vor dem Hintergrund eines musikhistorischen Exkurses mit Schlussfolgerungen für die Gegenwart (*Leben Wirklichkeit Alltag*) geben Komponisten, Musiker, Klangkünstler und Bildende Künstler darüber Auskunft, wie diese Reflexions-Baustelle wiederum ihr musikalisches Schaffen, ihre ästhetischen Anschauungen geprägt hat. (Gisela Nauck)

sierung. Dies verlängerte die die industrielle Arbeit prägenden Zeitstrukturen in die individuelle Organisation aller Lebensverhältnisse hinein. Der von der Maschine angetriebene Zwang zu wirtschaftlicher Effizienz und Rationalisierung der Arbeitsabläufe, der in dem von dem US-amerikanischen Ingenieur und Arbeitswissenschaftler Frederick W. Taylor entwickelten System prozessorientierter Bewegungsfolgen kulminierte (Taylorismus), griff tief in die Lebenswirklichkeit von Arbeitern, Angestellten und auch der Unternehmer selbst ein. Die Routinen der Produktionszyklen mit ihrer periodischen Zeitstruktur gliederten fortan den Tag nicht nur am Arbeitsplatz, sondern strukturierten auch die von Arbeit freie Zeit, äußerten sich auch hier in täglichen Routinen immer gleicher Verrichtungen zur immer gleichen Zeit mit dem immer gleichen Zweck. Aus »alltags« wurde so der »Alltag« als ein Konstrukt, dessen Funktion vor allem darin bestand, den Gegenpol, Nicht-alltägliches, Außergewöhnliches, Denk und Erinnerungswürdiges, als willkommene Unterbrechung des Malstroms der Alltäglichkeit zu markieren und zu organisieren. Zwar war die Lebensweise auch zuvor schon nicht frei von formalisierten Handlungsabläufen⁶, aber deren Deutung und Wahrnehmung als »Alltag« setzte eine reale und abgrenzbare Alternative voraus, die erst im Kontext der Industrialisierung mit der Verselbständigung von Arbeits-

zeit und Freizeit gegeneinander erreichbar war. Erst unter dieser Voraussetzung wird die objektiv erfolgte Strukturierung des Lebensprozesses entlang immer wiederkehrender Routinen subjektiv als »Alltag« klassifiziert, um davon all jenes durch Entgegensetzung scharf abzugrenzen, das als Refugium der Selbstverwirklichung, als selbstbestimmter Erlebnisraum nicht zu einer endlosen Wiederkehr von Immergleichem verschmilzt.

Alltag als Konstrukt

Damit ist zugleich gesagt, dass die Evidenz des Faktischen nur eine Komponente in dem entstandenen Konstrukt »Alltag« darstellt. Die andere ist subjektiv und lässt einen nicht unerheblichen Spielraum für das, was individuell jeweils als Alltag erfahren wird. Beide Komponenten weisen einen ausgeprägt sozialen Bezug auf, so dass recht bald ins Bewusstsein trat, dass es »Alltag« nur im Plural gibt. So verstand Siegfried Kracauer 1930 seinen soziologischen Essay über die *Die Angestellten* als eine Expedition in die »Exotik des Alltags«⁷ dieser damals noch neuen sozialen Schicht und lenkt damit die Aufmerksamkeit auf die reale Vieldimensionalität der Alltäglichkeit. Die stellt sich zwar in allen sozialen Schichten als ein immer dichter gewebtes Netz von Handlungsroutinen dar. Das aber fällt in Abhängigkeit vom sozialen Status nicht nur

6 Vgl. Harry Kühnel (Hrsg.), *Alltag im Spätmittelalter*, (Edition Kaleidoskop) Graz, Wien 1984 – Abweichend von vorliegendem Text wird hier der Alltagsbegriff allerdings als Synonym für »Lebensweise« gebraucht.

7 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten* (1929), in: ders., *Werke*, Bd. 1, (Suhrkamp) Frankfurt/Main 1971, S. 212.

sehr verschieden aus, sondern erfährt auch eine je spezifische Projektion auf den Pol »Alltag«, weil in höchst divergente Erfahrungsstrategien und Deutungsmuster eingebettet. So ist keineswegs jedes sich täglich wiederholende Handlungsmuster zwingend der Erfahrung des Alltags zugeordnet. Liebgewordene Gewohnheiten etwa werden trotz ihrer Zyklizität als Unterbrechung des Alltags erfahren. Das Dispositiv »Alltag« ist zudem immer durch die Komponente einer nicht selbstbestimmten Notwendigkeit charakterisiert und mit der Annahme verbunden, weil nicht wirklich der eigenen Individualität zugehörig, sondern durch äußere Zwänge geprägt, die Schnittmenge zu sein, die den Einzelnen mit all jenen verbindet, die das gleiche Schicksal teilen. Oder wie es Wolfgang Sofsky einmal zutreffend formuliert hat: »Der Alltag wird dadurch zum Alltag, dass jeder unterstellt, die anderen hätten dieselbe Auffassung von der Welt wie man selbst.«⁸

Analog dazu verhält es sich mit den Projektionen von Handlungen, Erlebnissen und Erfahrungen auf den Pol des Nichtalltäglichen. Auch der ergibt sich nicht allein aus den entsprechenden Gegebenheiten, sondern ist ein von vielen Faktoren gesteuerter, sozial konstituierter Klassifizierungsvorgang, der die Wahrnehmung von Ereignissen als nichtalltäglich, ungewöhnlich und somit als Gegensatz zum Alltag steuert. Ablesbar ist das nicht zuletzt auch an der Musik, die, wie bereits Kracauer gewissenhaft registrierte, am Beginn des 20. Jahrhunderts in Gestalt des populären Liedes, das im deutschsprachigen Raum unter dem militanten Begriff Schlager daherkommt, sowohl zum Begleiter der tagtäglichen Routinen wird, zugleich aber auch als ein mächtiges Agens des Gegenpols erscheint. Nicht selten ist es sogar dieselbe Musik, die sich an beiden Polen gleichzeitig findet und dieses Binom in sich entfaltet – etwa wenn der Schlager den Angestellten, die Kracauer im Blick hatte, sowohl zum ständigen Begleiter ihres Alltags als auch mit einem Abklatsch von Bürgerlichkeit zur Verheißung des Außergewöhnlichen wird. In jedem Fall ist es eine vielfach unterschätzte Funktion der Musik, in den individuellen Lebenswirklichkeiten Alltag zu organisieren, zu strukturieren, zu neutralisieren bzw. in Form des rituell zelebrierten Konzert oder Opernbesuchs zu diesem die Entgegensetzung zu liefern. Wie dies konkret ausfällt, entscheidet die jeweilige Gemengelage sozialer Faktoren, die beiden Polen, dem Alltag wie seiner Entgegensetzung, eine jeweils spezifische und identifizierbare klingende Gestalt gibt.

4 Der Alltag ist mithin nur scheinbar ein unvermeidlicher Aspekt der faktischen Lebens-

wirklichkeit. Vielmehr ist er Bestandteil eines sozial konstituierten Klassifizierungsrasters, das mit der im Zuge der Industrialisierung von außen aufgezwungenen Routinisierung und Formalisierung sich wiederholender Handlungsabläufe entstanden ist, mithin also dem historischen Wandel unterliegt. Weder bildet die Entgegensetzung von Alltag und Nichtalltag ein starres Schema mit einer fixen Struktur noch sind die Praktiken, die auf diese Pole projiziert werden, unveränderliche und schlechterdings nur hinnehmbare Gegebenheiten. So hat der französische Historiker Michel de Certeau darauf aufmerksam gemacht, dass die zum Alltag gewordenen Handlungsmuster keineswegs ein Zwangskorsett darstellen, sondern im Verlauf der Entwicklung durchaus kreativ reindividualisiert worden sind, es also »gewissermaßen ein Vergnügen daran [gibt], die Regeln einer aufgezwungenen Umwelt auf den Kopf zu stellen.«⁹ Auch die Praktiken selbst, die in der individuellen Wahrnehmung zum Alltag verschmelzen, unterliegen Bewältigungsstrategien und -taktiken, die sie keineswegs so banal, uniform und stereotyp machen, wie sie erscheinen mögen. In der sozialen Konstruktion des Alltags werden also stets mehrere Variablen zur Deckung gebracht, die dem historischen Wandel unterliegen.¹⁰

Erosion des Alltags

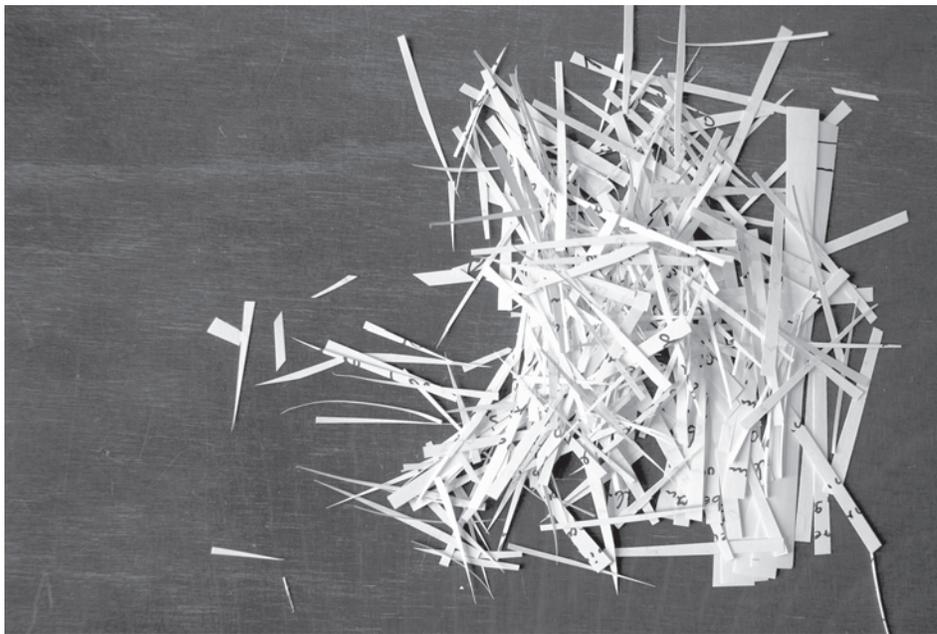
Mit dem Übergang in das postindustrielle Zeitalter haben die historischen Wandlungsprozesse auch das Klassifizierungsraster selbst erfasst und damit die Erfahrung von Alltäglichkeit in ihren Grundfesten erschüttert. Das ist zunächst ein sozialer Vorgang, der angesichts des Abbaus von industriellen Arbeitsplätzen, der Zunahme von zeitlich wie finanziell prekären Beschäftigungsverhältnissen, des Verlustes von Gewissheiten und darauf aufbauenden, langfristig planbaren Erwerbsbiographien für immer breitere soziale Schichten »Alltag« zu einer höchst fragilen Konstruktion werden lässt. Das Gewebe von Handlungsroutinen, das als »Alltag« klassifiziert ist, hat an Kontur, an Dauer und Stetigkeit verloren, womit auch die polare Entgegensetzung von Alltag und Nichtalltag in zunehmendem Maße ihren Sinn verliert. Es wäre blanker Zynismus, darin einen Gewinn zu sehen, denn dieser Prozess ist mit dem Verlust von elementaren Lebenssicherheiten verbunden.

Die Erosion des Alltags erfolgt aber noch von einer anderen Seite und die hat mit seiner hemmungslosen Bewirtschaftung durch eine omnipräsent gewordene Konsumgüterindus-

8 Wolfgang Sofsky, *Sicherheit durch Normalität? Stichworte zur Analyse der Alltäglichkeit*, in: *Frankfurter Hefte*, XII, 1978/7, S. 29.

9 Michel de Certeau, *L'Invention du Quotidien*. Bd.1 *Arts de Faire*, (Union générale d'éditions) Paris 1980, dtisch. als *Die Kunst des Handelns*, (Merve) Berlin 1988, S. 60.

10 Beeindruckend dokumentiert haben dies Philippe Ariès und Georges Duby in ihrer fünfbandigen *Geschichte des privaten Lebens* – Vgl. Ph. Ariès /G. Duby, (Hrsg.), *Histoire de la vie privée*, (Editions du Seuil) Paris 1984ff, dtisch. als *Geschichte des privaten Lebens*, (Fischer) Frankfurt/Main 1993.



Fotoessay *(Un-)Ordnung*
von Arne Reinhardt, Foto 1
(Kontakt:
arnereinhardt@gmx.net)

trie zu tun. Nicht nur, dass die Ausweitung des Konsums mit ihren immergleichen Handlungsmustern die Grenzen zwischen dem Alltäglichen und dem Nichtalltäglichen verwischt. Das Nichtalltägliche diffundiert durch die Bindungen an die gleichen Konsumrituale und die Semiotik der Warenwelt, die lange schon den Alltag konstituieren, ins Alltägliche. »Lifestyle-Shopping« ist eines jener Wortungetüme, mit denen der Zeitgeist diesen Prozess versehen hat. Und umgekehrt arbeitet sich eine ganze Industrie daran ab, die Routinepraktiken, die den Alltag ausmachen, als Event zu inszenieren oder wenigstens den Schein des Außergewöhnlichen zu suggerieren, um damit jenen Hunger nach Alternativen zum Alltag auf die eigenen Dienstleistungen und Produkte zu lenken, die auf diese Weise so in den tagtäglichen Routinen installiert, »veralltäglich« werden, dass sie die Sehnsüchte nach Alternativen auf einer erweiterten Stufenleiter ständig reproduzieren. Dies ist eine unendliche Ressource geworden, Bestandteil der gesellschaftlichen Wunschproduktion, die nur ein Ziel kennt – Befriedigung durch Konsum. Vom morgendlichen Dudelfunk der Servicewellen, die sich gegenseitig darin überbieten den Routinen des Tagesbeginns eine Einzigartigkeit zu verschaffen, die sie aus dem tagtäglichen Einerlei herausheben, bis zum abendlichen Fernsehritual, in dem jeder Tag als Sensation präsentiert ist und durch

die einschlägigen Unterhaltungsangebote mit einer Erlebnis-Aura eigener Art versehen wird; vom Weg zur Arbeit, der mit überdimensionalen Wunschbildern in Form von Werbetafeln gepflastert ist, die ständig wechseln, um der Gewöhnung zu entgehen, bis zum abendlichen Einkauf, der von den Supermärkten als dezent musikbegleitetes Ritual organisiert ist und mit der täglichen Einmaligkeit der »Schnäppchen« die Jagdinstinkte nährt – stets geht es darum, die täglichen Handlungsroutinen in eine Kette von Erlebniseinheiten zu verwandeln, in denen sich die Grenzen zwischen dem Alltäglichen und Nichtalltäglichen aufzulösen beginnt. Das Alltägliche präsentiert sich als nichtalltäglich und das Nichtalltägliche wird zur Alltäglichkeit. An den Gegebenheiten selbst ändert das nur wenig, vielfach auch gar nichts. Aber auf diese Weise wird die Illusion genährt, es gäbe ein Leben, das frei sei von Alltag, sofern man nicht aufhört zu kaufen, was die Verheißung eines solchen verspricht. Insofern ist Michel de Certeau nur zuzustimmen: Erst »die kritische Wiederkehr des Alltäglichen« wird dem »Unsinn« (Un-Sinn) ein Ende setzen, »der Autorität hat«.¹¹ ■

11 Ebd. S. 53.